

Feuilleton

Wir kannten sie

Am Ende der Jahre mit Angela Merkel – Auftakt zu einer Artikel-Serie mit Beobachtungen zu sechzehn Jahren einer Kanzlerschaft.

In der modernen Gesellschaft kommt sich jede Zeit außerordentlich vor. Ein Vokabular für diese Außerordentlichkeit ist das der Krise. Ständig leben wir angeblich in einer oder mehreren Krisen zugleich. Mitunter heißt es sogar, so viele Krisen und – nicht ganz dasselbe – so viel und so schnellen Wandel wie heute habe es noch nie gegeben. Das ist nicht nur interessant, weil gleichzeitig ständig gesell-

zent der Stimmen, siebenundachtzig Prozent der Wähler schlossen sich ihrer Sicht nicht an. Wichtiger aber noch: Seit 2015 dokumentiert jede Wahl auf Bundes- und Landesebene keine Polarisierung der Deutschen, sondern ein reges Wechselwählerlum auf allen Seiten.

Merkel selbst hat in vielen dieser Krisen wie eine Person gewirkt, der stets Zweifel blieben, wie groß der Anteil der Rhetorik an der Krisendiagnose war. Auf die Frage, was ihre größte Angst sei, soll sie einmal geantwortet haben: die Ängste der Männer. Meistens hat sie die Probleme im selben Stil behandelt: beschwichtigend, abwartend, fallweise, mit starker Rücksicht auf die vielen Nebenfolgen und eher geneigt, Emotionen zu unter- als zu überschätzen. Man konnte es lernfähig nennen, Gegner nannten es opportunistisch. Das brachte sie in einen immer stärkeren Gegensatz zum politisch weitverbreiteten Bedürfnis, auch zu Dingen etwas anzumahnen oder zu versprechen, die sich gar nicht ändern lassen.

Ihr umgekehrtes Desinteresse an Programmatisches, also dem Festhalten an Dingen, die sich ändern lassen, war legendar. Merkels Konservatismus, den darum viele gar nicht mehr zu erkennen vermochten, bestand im Versuch, die Welt zu stabilisieren, wie sie sich ihr in den Jahren nach 1989 gezeigt hatte: der Westen, Schengen, der Euro, die Ausdehnung der liberalen Demokratie nach Osten. Das Planen von gesellschaftlichem Wandel und die Behandlung von Problemen, über die nicht unter Druck entschieden werden muss, gehörten weder zu ihren Stärken noch zu denen ihrer Partei. So schwankte das Publikum zwischen der Diagnose, Merkels halber liege „Mehltau“ über dem Land, und dem Beifall dafür, dass sie sein Wohlergehen wieder einmal gerettet habe. Die Auswahl ihres Ministerpersonals folgte dagegen sehr stark dem Bedürfnis nach innerparteilicher Absicherung. Den Standard der Amtsführung, den sie selbst verkörperte, legte sie oft an andere an. Taten es je andere Kanzler?

Angesichts des Niedergangs der Volkspartei wuchs das innerparteiliche Missfallen der Union an Merkels situativen Herangehen an jedeweile Frage. Das Bekenntnis, mal sei sie liberal, mal konservativ, mal christlich-sozial und das mache die CDU aus, war wirklichkeitenhaft. Es ließ freilich offen, was denn über die Wahl entscheide, mal so und mal anders zu sein. Bis dato hat der Protest dagegen allerdings den Nachteil, dass diejenigen, denen die prinzipienarme – nicht prinzipienlose! – Sachbearbeitung als Stil des Machtbehuts missfiel, nie klar zu sagen vermochten, woran sie denn nun ihrerseits gerne festhalten würden – und ob sie es durchhalten könnten.

Wer polarisieren will, muss etwas zum Polarisierten haben. Angela Merkel hatte sich früh dafür entschieden, eigene, weichere Fassungen dessen anzubieten, worauf ihre politischen Gegner in der Mitte des Parteispektrums hinauswollten. Das nahm jeder Gegnerschaft die Möglichkeit zur Schärfe oder trieb das Bedürfnis nach scharfer Gegnerhaft oft in die Bereiche von Ressentiment und sachfremdem Dahlenreden. Zumal es, wie oft bemerkt, keinen einzigen persönlichen Skandal gab, an dem sie hätte angegriffen werden können.

Ihren eigenen Sinn für unerkannte Chancen der Politik schwächte Merkels stets reagierender Stil allerdings auch. Die Deutschen, hatte der französische Schriftsteller Jacques Rivière nach dem Ersten Weltkrieg formuliert, wüssten nicht, was sie wollen. Wenn es ihnen aber gesagt wird, dann sind sie sehr effizient darin, es zu verwirklichen. Krisen gelten aus vielen guten Gründen als unerwünscht. Für Angela Merkel aber waren es die europäischen Krisen und Scheinkrisen, die ihr sagten, was sie wollte. JÜRGEN KAUBE

Mensch Merkel

schaftlicher Stillstand diagnostiziert wird. Das wirft auch Messprobleme auf. Vor fünfzig Jahren beispielsweise gab es die Ölkrise, die Stagflation (Abschwung samt Inflation), die Legitimationskrise im Spätkapitalismus, die „Grenzen des Wachstums“, die der Club of Rome diagnostizierte, und es gab den Terrorismus von links samt Radikalenerlass und Raserfahndung. Die Änderungsgeschwindigkeit der Zeit nach 1945 für alle oder für Teile der Bevölkerung nach 1989 sind dann noch gar nicht in den Vergleich einbezogen.

Wenn Angela Merkel ihre Zeit als Kanzlerin jetzt geschäftsführend beendet, werden in den Rückblicken vor allem die Krisen aufgezählt, mit denen sie es zu tun hatte. Sie gilt als die Kanzlerin der permanenten Krisensitzungen. In der Finanzkrise von 2008 nach der Insolvenz der Lehman-Bank, in der Euro- und Staatschuldenkrise von 2010 an nach der drohenden Insolvenz Griechenlands, in der Flüchtlingskrise 2015, in der Pandemie der vergangenen beiden Jahre. Nimmt man den russischen Überfall auf die Krim, die islamistischen Anschläge und die Nullzinsspolitik der EZB hinzu, so standen dreizehn von sechzehn Jahren der Kanzlerschaft Merkels ganz im Zeichen von gesamteuropäischen Krisendiagnosen. Sie hatte wenig Zeit zum Ausrufen.

War den Krisen etwas anderes gemeinsam? Kürzlich teilte Angela Merkel mit, den Begriff „Flüchtlingskrise“ vermeide sie grundsätzlich, weil ein Flüchtling keine Krise sei, sondern ein Mensch. Das war eine kuriose, womöglich ironische Begründung, denn dann gäbe es ja auch keine Bankenkrise und keine Eurokrise, weil weder eine Bank noch der Euro Krisen sind. Aber es war eine seltsame Begründung für einen tatsächlichen Umstand. Der sogenannte Flüchtlingskrise fehlte das sich selbst verstärkende, alles in ihren Bann ziehende und beschleunigende Moment.

Die schärfsten Proteste gegen die Aufnahme von Flüchtlingen konzentrierten sich vielmehr in der AfD, in der sie die fanatische Form annahmen, es sei eine „Umwölkung“ geplant, „Messermänner“ und „Kopftuchmädchen“ seien dabei, das Gemeinwesen zu zerstören. Es kam zu Gewalttaten, so wie es auch Gewalttaten gegen Migranten gab. Aber keine Gewaltspirale, wie sie für eine Krise anzunehmen wäre. Konflikte nahmen zu, aber die Zerstörung blieb aus. Die AfD erhielt im Bund 2017 dreizehn Pro-

Durs Grünbein

Ostbesucher 1:1

Umtausch am Zoopalast, Atombombensommer, neue Automodelle kurvten um die neuen Hotels, aus Ruinen hervorgezaubert. Berlin spielte Lotto. In den Wechselstuben saßen adrette Damen.

Aber Vater, Student im Fach Luftfahrttechnik – er hätte besser Teilchen- und Kernphysik studiert, ging leer aus bei seinem Vorsprechen an der TU. Der Professor sachlich: Jungs, ihr kommt wieder zum nächsten Semester, dann schließt ihr hier an.

Da aber kam Ulbricht dazwischen, sein Coup: ein halbes Volk im Arrest – das sozialistische Lager. Die Mauer, die es nie geben durfte, ein Luftkonstrukt, an dem die Träume zerbrachen, die Körper, Ideen.

Deutschland verdoppelt, kaltes Pantoffeltierchen, das sich teilt und teilt, mit aller Strenge zerreiße. Nicht einmal der Luftraum blieb verschont. Vater, zurück in Dresden, hat niemals Flugzeuge gebaut, das einzige, wovon er als Kind schon träumte.

Dieses Dokument ist lizenziert für Bayerische Staatsbibliothek BSB HAN Server, UB0707865. Alle Rechte vorbehalten. Urheber: Frankfurter Allgemeine Zeitung. Download vom 13.11.2021 10:54 von www.faz-bibliograph.de



Manche müssen draußen bleiben: die Neonskulptur „The Glowing Homeless“ von Fanny Allié

Foto Fanny Allié

Wer ist der Nächste?

Begrenzter Komfort: Die Münchner Pinakothek der Moderne fragt, wie Obdachlosigkeit die Architektur unserer Städte verändern kann und soll.

Frankfurt hält obdachlose Menschen im Winter eine U-Bahn-Station zum Übernachten offen. Auf dem Pflaster vor dem Rathaus von San Francisco markieren parkplatzartig nummerierte Felder, wo Homeless People Zelte aufstellen können, coronagerecht mit Abstandswahrung. Moskau setzt auf Vogel-Strauß-Politik: Gab es zu Sowjetzeiten offiziell keine Obdachlosigkeit, weil sie als Erscheinung des Kapitalismus galt, kapitulierte die Administration heute vor diesem Erbe und überlässt es Bürgerinitiativen. So oder ähnlich provisorisch kanalisierten überforderte Stadtverwaltungen die wachsenden Anforderungen durch Probleme, die sie an anderer Stelle durch Verdrängung regeln: Gitter, Poller, gern auch Bänke mit kurvigem Design hindern Menschen ohne Zuhause daran, an Orten Schutz oder Schlafstatt zu finden, wo sie und der Anblick ihrer armelosigen Habe unerwünscht sind. Dabei dürfte eines klar sein: Wohl niemand lebt freiwillig auf der Straße. Der Passant weiß das und will nicht daran erinnert werden, er weiß ja auch, dass diese Ausgrenzungen irgendwann ein bürgerliches Leben fördern, bis vielleicht der Arbeitsplatz weg war oder die Familie zerbrach, bis eine Sucht außer Kontrolle geriet oder die Psyche nicht mehr mitspielte. Es kann jeden treffen.

„Who's next?“, fragt denn auch provokant eine hervorragende Ausstellung des Architekturmuseums in Münchens Pinakothek der Moderne. Wer landet als Nächster unter der Brücke, weil er seine Miete nicht mehr zahlen kann? Vor allem aber, wie geht die Gesellschaft mit der Wohnungslosigkeit um? Die von Daniel Talesnik kuratierte Ausstellung beleuchtet das Problem am Beispiel von acht Weltstädten. Im sonnigen San Francisco, einst Hippie-Hauptstadt und Zentrum alternativer Lebensart, klafft die Schere besonders weit auf. In den vergangenen zehn Jahren hat sich die Zahl der Homeless People mehr als verdreifacht. Der Boom der Tech-Industrie des nahen Silicon Valley führt zum Zuzug bestens verdienender Mitarbeiter und zu einem explosiven Bevölkerungswachstum. In der Folge stiegen die Mieten exorbitant, während die kalifornischen Baukosten, die höchsten in den Vereinigten Staaten, der Schaffung bezahlbarer Wohnraums entgegenstehen. Die aufgeföhrten Statistiken machen schwindig: In Los Angeles beträgt die durchschnittliche Miete 46,7 Prozent des durchschnittlichen Einkommens, auch weil weit mehr als 500 000 bezahlbare Wohnungen fehlen. In São Paulo, der reichsten Stadt Lateinamerikas, schätzt man einen Anstieg der Obdachlosenzahl um sechzig bis siebzig Prozent im ersten Corona-Jahr, und in Mumbai müssen mittlerweile 250 000 Menschen sehen, wo sie nachts bleiben. Überall steigt die Zahl betroffener Kinder sowie alter Frauen und Männer. Die dramatischen Zahlen zeigen, dass Europa noch vergleichsweise gut dran ist. Hier

hilft der Sozialstaat, wenngleich auch da noch reichlich Luft nach oben ist.

Architekten, die sich mit Obdachlosigkeit befassen, sind rar. Doch zeigen ausgewählte Projekte im zweiten Ausstellungsteil kluge Lösungen, die möglich sind, wenn guter Wille und notwendige Mittel auf fähige Architekten treffen. Die „Plaza Apartments“ in San Francisco

verständigt nicht nur auf U-Bahn-Stationen. Im Ostpark nimmt „Lebensraum 016“ Notleidende auf, außen mit einer Haut aus schillernd blauen Stahlplatten ein echter Hingucker, attestiert die Ausstellung der Ausstattung allerdings nur „begrenzten Komfort“.

Architektur kann die Probleme nicht lösen, aber sie kann helfen, menschenwürdige Zufluchten zu bauen und Strukturen mitzudenken, die eine Rückkehr ins „normale“ Leben erleichtern. Wie das gehen kann, zeigt „Who's next“. Der Katalog hat das Zeug zum Standardwerk. Er bündelt bei Spezialisten weltweit abgefragtes Wissen, das Denkanstöße geben und Erfahrungen weiterreichen will. In Deutschland hat sich die Zahl der Sozialwohnungen seit 2007 fast halbiert, derweil die Mieten massiv angesetzt und die Immobilienpreise förmlich explodierten. Das generiert Probleme. Vor einem Jahr erinnerte des Europäische Parlament daran, dass Wohnen ein grundlegendes Menschenrecht ist. Es fasste einen Beschluss, der die Mitgliedstaaten zur Abschaffung der Obdachlosigkeit bis 2030 verpflichtet – packen wir es an, es gibt gute Ideen.

BRITA SACHS

Who's next? Obdachlosigkeit, Architektur und die Stadt: Architekturmuseum der TU München in der Pinakothek der Moderne; bis 6. Februar 2022. Der Katalog (Verlag ArchiTangle) kostet 38 Euro.

Morgen im Bücher-Podcast



Was nützt es zu wissen?
Bodo Kirchhoff spricht über seinen Roman „Bericht zur Lage des Glücks“. Ein Abend im Literaturhaus Frankfurt

faz.net/buecher-podcast

wollen Langzeitobdachlose durch Sozialwohnungen helfen, zu einem stabilen Leben zurückzufinden. Neben 106 voll eingerichteten Einheiten verfügt die Hausgemeinschaft über einen Garten, eine Waschküche und sogar ein Theater, und das Ganze kostet die Stadt mit \$500 Euro pro Jahr und Einwohner sechs- bis zehnmal weniger als der Obdachloser, der vor dem Rathaus campft. Unter auffallend vielen findigen Projekten aus Österreich beeindruckt besonders das „VinziRast-mittendrin“ in Wien: Hier teilen sich Obdachlose ein wunderschön renoviertes Biedermeiergebäude mit Studenten. Weil Reintegration in der Regel großgeschrieben wird, stehen fast überall Räume für soziale Dienste und Beratungsstellen zur Verfügung, aber auch mal Fitnessräume oder Werkstätten. Im Stadtgebiet von Paris überrascht sogar ein Bauernhof, die „Ferme du Rail“, die Gartenbaustudenten und sozial Ausgegrenzte gemeinsam bewohnen und beackern, ihre Produkte verarbeiten das hauseigene Restaurant.

Um unterschiedliche Zielgruppen zu versorgen – ein Mensch mit Behinderung braucht andere Einrichtungen als die alleinerziehende Mutter mit drei Kindern –, arbeiten viele Architekten mit vorgefertigten Bauteilen, was flexible Gestaltung erlaubt und außerdem Bauzeit und Kosten spart. Die „Star Apartments“ in Los Angeles sitzen wie ein weißes Dorf aus ein- bis vierstöckigen Modulen auf einem ehemaligen Geschäftsbau. Selbstbewusst und originell will die offene Form zur umgebenden Stadt vermitteln und das Thema Obdachlosigkeit aus der Verdrängung holen. Auch „PLACE/Ladywell“ in London versteckt sich nicht: Kunterbunte Wohncontainer, deren Größe sogar zehn Prozent über dem Londoner Wohnraumstandard liegt, bieten auch Familien Heimstatt. In Cafés und Läden im Erdgeschoss finden Bewohner Arbeitsmöglichkeiten. Auch Frankfurt setzt selbst-



Hyper

Von Simon Strauß

Also gut, die Frage immerhin zählt: Was würde man tun, wenn man nichts tut? Nicht arbeitet, nicht wetteifert, nicht hochkommt will. Das Hamsterrad allein laufen lassen. Ließe sich so nicht endlich der Markt besiegen? Aktiver Widerstand durch bedingungslose Passivität? Genialer Gedanke. Darauf gekommen ist die Hauptdarstellerin einer Kölner Schauspielproduktion, die sich mit Gontschars 1859 erschienenem Nichtstuer-Roman „Oblomow“ beschäftigen wollte. Allerdings befiel Luana Velis schon bald nach Probenbeginn die Hybris der Hyperidentifikation – weil die Schauspielerin ihren Text ganz persönlich nehmen wollte, entschied sie sich, zu Hause zu bleiben. Allein? Nein, natürlich nicht, denn allein sein kann man ja heute nur noch, wenn einem dabei andere zuschauen. Also wurde das Ganze mit Hilfe eines marktwirtschaftlich orientierten Streaming-Anbieters live übertragen. „Twitch“ heißt der, was so viel bedeutet wie „nervöse Zuckungen“ – also nichts mit Ruhe bewahren. Lange Gesprächssequenzen hat Velis hier in den vergangenen Wochen festgehalten, Grundsatzdiskussionen mit ihrem Ensemble, mit dem Regisseur Luk Perceval, mit sich selbst. Sie filmt dabei ihre Wohnung, ihr Aquarium, ihre Zimmerpflanze. Sie will radikal sein. Aber immer, wenn sie das „ganze System einmal packen und richtig schütteln“ will, schiebt der Betreiber dummerweise gerade einen Werbeblock für ein neues iPhone oder eine Investment-Bank dazwischen. Da kann sie sich noch so leidenschaftlich vom Wettbewerbsgedanken verabschieden – der Betreiber duldet ihr „prefer not to“ nur so lange, wie die Quote stimmt. Etwas mehr als dreihundert Zuschauer waren es im Durchschnitt. Für die legt Velis sich ins Zeug, lässt tief in ihre Seele blicken, summt Einschlaflieder, redet vom „maroden Theatersystem“. Wobei offen bleibt, was genau marode ist: Das hierarchische Prinzip der Leitung missfällt ihr, alles müsse viel „demokratischer“ werden (ob es dadurch auch freiheitlicher würde, wäre die Frage). Aber ist auch die Form der Vorstellung überkommen? Velis will ihre Figur nicht „zitieren“, das heißt also: das Spiel abschaffen und durch die sogenannte Wirklichkeit ersetzen. „Authentisch“ lautet das ausgeleerte Schlagwort. Statt sich an Figuren heranzuhoffen, die mehr erlebt haben als man selbst, holt man sie zu sich herab, um die eigene Müdigkeit zu entschuldigen. Es geht dabei gerade nicht um einen anarchistischen Anspruch auf die eigene Geschichte, sondern um die konformistische Forderung nach mehr Nabelschau. Am Tag, als in Köln der Karneval begann, feierte dann auch „Oblomow revisited“ Premiere. Mit drei Schauspielern auf der Bühne und einer Schauspielerin, die aus ihrem Homeoffice zugeschaltet war. Dreitausend Menschen schauten zu, wie hier die Arbeit zum Urbel über erklärt wurde. Manchmal wirkt so ein Nichtstun ganz schön überflüssig.

VAN HAM

PREMIERE DES ERSTEN HYBRIDEN UHREN-NFT

Watches

Auktion: 2. Dez. 2021

Vorbesichtigung: 26.–29. Nov. 2021



Hier gelangen Sie direkt zum Online-Katalog!
VAN HAM | Hitlerstr. 2 | 50968 Köln | www.van-ham.com